

Detlef Eigenbrodt

Jabulani

Gedanken zum Leben

SCM Hänssler

Inhalt

Vorwort.....	6
Jabulani.....	8
Sonntagmorgen.....	12
Auf den Knien	14
Keine Zeit für Herzlichkeit.....	16
Willkommen im Klub.....	18
Der Maskenball	20
Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?	22
Frühlingsgefühle	24
Auch ich habe einen Traum	26
Kein Recht zu schweigen.....	28
Ich lasse dich nicht los	30
Wer's glaubt, wird selig	32
Das Eis ist gebrochen	34
Ich habe schon bezahlt	36
Um Gottes Willen.....	38
Du wolltest mir doch helfen	40
Ich bin verrückt nach dir.....	42
Der liebe Gott.....	44
Erwachtet.....	46
Ich komm nicht davon los.....	48
Hakuna Matata	50
Der Fallensteller.....	52
Es gibt nichts Gutes, außer man tut es	54
Es war nicht gut, was ich tat	56
Talita Kum.....	58
Ich bin wieder da.....	60
Was du mir gibst, ist gut	62
Ich sehe im Dunkeln.....	64
Ich höre dein Schweigen.....	66
Ich spüre, du lächelst	68

Wer andern in der Nase bohrt	70
Da kann man nichts machen	72
In volle Deckung.....	74
Das halt ich nicht aus	76
Frozen Fire	78
Die Sehnsucht, mehr zu sein.....	80
Die Leidenschaft zu leben.....	82
Die Lust zum Aufbruch	84
Der ist doch nicht zu retten	86
Die Macht des Gestern	88
Die Last des Heute	90
Die Hoffnung des Morgen.....	92
Wenn mein Nachbar Gott wäre	94
Kalte Augen	96
Gut Freund mit dem Gesindel	98
Das harte Herz	100
Dein Bauch gehört mir.....	102
Zum Sterben ist immer noch Zeit	104
Die weiße Brücke	106
Der Segen der Nurdug	108
Der Kampf des Neshan.....	110
Das Lächeln der Iphosa	112
Die Kraft der Nalee.....	114
Der Mut des ersten Helcim	116
Nichts tun	118
Du hast eine Antwort.....	120
Die Jabulani-Geschichte.....	124

Jabulani

Durbanville, etwas nordöstlich von Kapstadt. Ich sitze im Garten des kleinen, für hier so typischen *Guesthouse*. Umgeben von einer Blütenpracht, die ihresgleichen sucht. Die Wiese grün und dicht, das Gras wie ein Teppich im teuersten Hotel. Der Pool direkt neben mir, ein Glas guten Chardonnays von einem der führenden Weingüter hier, und Lady – der etwas dickliche Hund meiner Wirtin – entdeckt gerade, wie bequem es sich auf meinem Handtuch liegt. Eunice, die *maid* des Hauses, eilt, mit den Armen wild gestikulierend, herbei und versucht, den kleinen Koloss zu vertreiben – und scheitert mit den Schultern zuckend. Freundlich lächelnd kommt sie zu mir und sagt: »Wir werden es wohl waschen müssen!« Dann geht sie wieder zurück in die Küche, um weiter an dem herrlichen Abendessen zu arbeiten, das bald auf meinem Teller vor mir stehen und mich anlächeln wird. Mir ist, als lächle selbst die größte Schildkröte, die ich je gesehen habe, als sie ihren gemächlichen Spaziergang durch den Garten fortsetzt. Das dauert immer ein bisschen bei ihr ...

Kein Wunder – trägt dieses Haus doch den Namen *Jabulani*. *Jabulani* ist Zulu-Sprache und bedeutet: »Sei glücklich! Lebe!« Und steht in der Reinform im Imperativ, also als Aufforderung, um nicht zu sagen: als Befehl. Kein Wunder, dass es mir hier so leicht fällt, dem nachzukommen. Es stimmt einfach alles. Mit weißem Leinen, frisch bezogenen Betten, freundlichen Menschen, die sich um mein Wohl kümmern, die mir wohlgesonnen sind. Die warm strahlende Sonne, die wohlwollend auf mich niederlächelt. Selbst Lady und die Riesenschildkröte. Ein Bild von Harmonie, Ruhe und Lebensfreude. Da werde ich zum Essen gerufen. *Jabulani*. Sei glücklich und lebe!

Nach opulentem Mahl sitze ich in der kühlen Brise auf der Veranda. Mit mir zusammen Freunde, die meiner Einladung

folgten. Wir reden über das Leben im Allgemeinen und darüber, was es diesem wunderbaren Land gebracht hat. Menschenrechtsverletzungen und Rassendiskriminierung gepaart mit der atemberaubendsten Schönheit, die das menschliche Auge je zu sehen bekommen hat. Vielfalt hat einen Namen: Südafrika. Und ich fange an zu erzählen von dem, was ich erlebt habe, bevor ich meinen Platz im Garten einnahm.

Ich war in Khayelitsha, einem der größten Townships am Western Cape. Die offizielle Statistik sagt, dass hier mehr als eine Million Menschen leben. Nur ein paar Dutzend davon habe ich getroffen, aber keinen davon möchte ich mehr missen. Da war die Frau, die mir voller Stolz ihr Haus zeigte. Dass es durchs Dach regnete, schien sie nicht wirklich zu stören. Dass die Toilette eine Mulde hinter dem nächsten Erdhügel war, auch nicht. Mit strahlenden Augen erzählte sie mir von der Arbeit, die sie gerade gefunden hatte, die ihr so gut gefiel und die ihr ermöglichte, etwas Geld zu verdienen. Um ihre drei Töchter zu ernähren. Die Frage nach dem Vater stellte ich nicht. Ich wusste, dass vermutlich ohnehin jedes der Mädchen einen eigenen Vater hatte. Und alle waren sie auf und davon. Verantwortungslosigkeit bekommt hier ein Gesicht. Ein Schlafraum für die Mädchen, abgetrennt durch einen Vorhang von dem der Mutter, eine kleine Wohnküche und eine Art Wohnzimmer. Sie lächelt, freut sich über den Besuch. Die Nachbarn stehen staunend vor dem Haus. Was macht der weiße Mann denn hier? Ich nehme meine Gastgeberin zum Abschied in den Arm, bedanke mich und segne sie. Als wir uns vom Haus entfernen, sagt der Freund, der mich begleitet, dass sie HIV-positiv ist. Sie wird nicht mehr lange leben.

Nur wenig später stehe ich in einem alten Zelt, so groß, dass ein paar Hundert Menschen darin Platz haben. Auf Bänken sitzen sie, auf Stühlen oder auf Kisten eben. Begrüßt werde ich mit viel Begeisterung, aber das ist hier so üblich. Ich bin der Redner dieses Gottesdienstes, und man erwartet von mir Wegweisung. Von mir? Im Angesicht Hunderter dem Leid so vertrauter Seelen scheue ich mich zu sagen, was ich zu sagen

geplant hatte. Es kommt mir so hohl vor, so platt, so irgendwie völlig fehl am Platz. So stehe ich einfach nur da. Still. Schweigsam, der Übersetzer neben mir. Er schaut mich verwundert an, sieht die ersten Tränen über mein Gesicht rinnen. Schaut verlegen zur Seite. Aber ich finde keinen Halt mehr. Hemmungslos brechen die Dämme der Zurückhaltung, und ich weine über das ganze Elend, das diese so wertvollen Menschen mit ansehen mussten. Das ist mir peinlich, aber ich kann es nicht stoppen. Es gelingt mir nur, wenige Worte zu sagen, bevor ich wieder bebend um Fassung ringen muss. Gott ist hier und bewegt mein Herz. Und irgendwie bringe ich zu Ende, was meine Aufgabe zu sein schien. Ich kam als Fremder und ging als Freund. Verbunden im Herzen mit geteiltem Schmerz.

Dann treffe ich den kleinen Jungen, kaum sechs Jahre alt. Er sitzt am Rand der Straße und schaut mich fragend an. Als ich lächelnd in die Knie gehe, steht er auf, kommt zu mir und greift nach meiner Hand. Und lässt sie nicht mehr los. Auch er wird bald sterben. Genauso wie das kleine Mädchen, das nicht weit entfernt steht und uns beobachtet. Oder die alte Frau, deren ledrige Haut sich flatternd um ihre müden Knochen legt. Ein Ort des Todes. Ein Ort des Leides. Ein Ort, dem ich entfliehen will und der mich doch so festhält. Wo ist die Botschaft des Lebens?

Ich habe sie ja bei mir, die Botschaft. Das *Jabulani*. Das, was das Leben erst richtig lebenswert macht. Berührung, Begegnung, Bewegung. Aufeinander zu und nicht voneinander fort. Ich kann lächeln, lieben. Und ich weiß, dass sie es verstehen werden.

Meine Reisen nach Südafrika haben mich für immer verändert. Ich sah Dinge, die mein Herz zerbrochen haben. Und auch wenn manches wieder heilte, so tun die Narben weh. Aber bei allem ist mir auch längst klar: Ich sah nur einen Bruchteil, nur Beispiele. Und die sind nicht auf einen Kontinent begrenzt. Das gleiche Leid, die gleiche Hoffnungslosigkeit, die gleiche Lethargie begegnete mir in allen Teilen der Welt. Und jeder scheint zu fragen, zu suchen und das *Jabulani* seines

Lebens finden zu wollen. Deshalb ist es auch kein Wunder, dass dieses Buch genau diesen Titel trägt: *Jabulani*. Gedanken zum Leben. Für die, die das Leben ernst nehmen und sich nicht mit billigen Pauschalantworten zufriedengeben. Für die, die aufstehen und kämpfen wollen für eine bessere Zukunft für Menschen, die es verdient haben! Für die, die nicht in der Loge sitzen und viel für ihre Karten bezahlt haben, sondern für die, die hart auf der Bühne arbeiten. Für die, die Erfolg sehen wollen. Veränderung. Dauerhaft umgestaltete Gesellschaften und zukunftsfrohe Generationen.

Den Schlüssel zum ewigen *Jabulani* haben wir in unserer Hand. Gedanken zum Leben.

Sonntagmorgen

Durch einen Schleier wie Nebel sehe ich die großen dunklen Augen, die sich flehend an mich wenden. Kleine Finger bahnen sich ihren Weg in meine Hand, berühren mich, halten mich fest. Bitten mich, sie nie wieder loszulassen. Vor meinem inneren Auge gehe ich den Weg noch einmal. Vorbei an den bunten duftenden Hibiskusbüschen, dem trotz sengender Hitze noch grünen Gras, den Krankenhausbettgestellen unter der Veranda, die allein Schatten bietet, erhaschend die fragenden Blicke anderer dunkler Augenpaare.

Langsam, nur zaghaft schwach bewegt sich das kleine Bündel Mensch an meiner Seite und verlangsamt meine Schritte fast auf Stillstand. Die Augen, diese großen, traurigen Augen bahnen sich ihren Weg in mein Inneres, halten mich an, halten mich auf. »Ich will leben«, scheinen sie zu flüstern, zu singen, zu schreien. Ich kann nicht mehr, geh nicht so schnell. Ich will bei dir sein. Halt mich fest.

Die Schaukel schwingt, die Beinchen baumeln, die Augen starr geradeaus. Kein Funkeln, kein Lächeln, kein Zeichen innerer Anteilnahme. Leben. Hilf mir. Rette mich. Sei da, wenn ich dich brauche. Nimm meine Hand und halt mich fest. Wir gehen gemeinsam, einander tragend, einander haltend, einander liebend. Es fällt sehr schwer zu sagen, wer hier wen braucht.

Wieder und wieder gehe ich den Weg, den wir zusammen gingen, wieder und wieder sehe ich sein Gesicht, seine Augen, höre die unausgesprochen flehenden Worte, die sich in meinem Kopf, in meinem Herzen festsetzen. Ich will leben. Ich will leben. Leben! Ich laufe, sitze, hocke, liege. Ich schreie, schluchze, flehe, weine. Ich will leben, sagt er mir, nichts anderes als leben. Und ich bin hilflos. Ein Sonntagmorgen kann so grau-sam sein.

Musi starb im Alter von etwa vier Jahren in Südafrika an Aids. Nicht einmal zwölf Monate, nachdem ich ihn kennenlernte. Mir bleibt nur die Erinnerung – und ich merke, der Schleier, durch den ich nur verschwommen sehen kann, ist kein Nebel. »Ich will leben«, ruft er mir wieder zu. Ja, Kind, leben wirst du. Jetzt erst recht. Und an jedem Sonntagmorgen neu.